

(Nachdruck verboten.)

Eheleute Strouhal.

2) Erzählung von M. A. Simáček.

Deutsch von Franta Hájek.

Der Doktor dankte allen freundlich und trat an den Oberheizer heran.

„Also, wie steht es, Herr Strouhal! Wird etwas daraus?“ fragte er, ihm freundschaftlich die Hand reichend.

„Woraus denn, Herr Doktor?“

„Nun, Sie wissen ja, daß mir die Tante gestorben ist, Ihre Nachbarin, Frau Bernard.“

„Das weiß ich wohl, Herr Doktor...“

„Nun also! Ich bitte Sie, was soll ich mit dem Antwesen machen, das ich da geerbt habe? Ich, ein Junggeselle, kann es nicht bewirtschaften, und muß es verpachten. Und Ihnen gerade würde es gut passen, es liegt so hübsch nebenan, und ich gäbe es Ihnen billig, wie ich Ihnen schon einmal gesagt habe. Zweihundert Gulden würden Sie spielend heraus-schlagen.“

„Es läßt sich aber nicht gut machen, Herr Doktor!“

„Aber, warum denn nicht?“

„Ich müßte da eben — eine andere Häuslichkeit haben,“ erwiderte nach kurzem Zögern Strouhal.

„Ja, ist denn Ihre Frau noch nicht zurück?“

„Nein,“ antwortete Strouhal bestimmt und fügte dann noch bei: „Lassen wir das, Herr Doktor, es ist doch alles vergebens.“

„Wie Sie wollen“, sagte dieser. „Aber glauben Sie mir, daß eine solche Gelegenheit sich kaum zum zweitenmale bietet. Ich schätze Sie sehr, Herr Oberheizer, und habe deshalb sofort an Sie gedacht.“

„Das weiß ich, Herr Doktor. Aber Sie werden schon andere Pächter finden, zehne für einen, die auch noch mehr geben...“

„Daran zweifle ich nicht, aber es thut mir wirklich leid, daß Sie nicht wollen. Ich habe mich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht. Da es aber nicht geht, nun... Vielleicht, daß Sie es sich noch überlegen?...“

„Naun, Herr Doktor, naun. Gute Nacht!“

Der Doktor ging.

Nach dieser Unterbrechung begann Gladil, der nun wieder zurückkehrte, sich dem Oberheizer zu nähern. Die klare und bestimmte Antwort, die Strouhal ihm gegeben, verlieh ihm neuen Mut. Er wollte nicht auf dem halben Wege stehen bleiben.

„Glaubt mir, Strouhal,“ fing er nach einigem Zögern wieder an. „Das, was Ihr mir da von Eurer Frau gesagt habt, daran denkt sie nicht mehr. Wenigstens jetzt nicht mehr. Sie ist schon so genug bestraft...“ Und Gladil stützte sich auf seine Schaufel und neigte sich zu Strouhal: „Allein mit den drei Kindern in einer fremden Fabrik...“

„Dann hat sie, was sie haben wollte“, antwortete der Oberheizer gereizt. „So lange sie zu Hause war, da stach sie der Hafer und sie hörte nicht auf zu betteln, daß ich sie in die Fabrik einschreiben möchte. Jetzt ist sie dort!“

„Aber hier in der Fabrik wäre es doch etwas anderes, da könnte sie mit Euch kommen...“ Und Gladil neigte sich immer mehr zu Strouhal, so daß er fast seinen Körper berührte.

„Habe ich denn eine Frau genommen, um sie in die Fabrik zu führen?“ brauste der Oberheizer so heftig auf, daß der unbedenkenliche Vermittler zurückprallte.

„Mit Euch ist schwer zu reden,“ stotterte er verlegen.

„Ihr habt über alles so eigene Ansichten...“

„Zwanzig Jahre habe ich mich geplagt“, unterbrach ihn in demselben heftigen Tone Strouhal, „damit ich endlich einmal eine bessere Häuslichkeit habe, als der erste beste Tagelöhner...“

„Nun freilich, wir sind nur Tagelöhner, und Ihr seid ein Herr!“ antwortete nun auch Gladil gereizt.

„Euch meine ich nicht damit,“ suchte Strouhal in ruhigerem Tone Gladil zu beschwichtigen. „Mit Euch ist es etwas an-

deres. Ihr habt Euer Häuschen, habt etwas Acker und verdient hübsch. Und eben darum solltet Ihr Eure Frau nicht herbringen, namentlich jetzt, wo sie doch so krank ist,“ bemerkte er wieder schärfer.

Da waren sie nun wieder bei dem alten Streitpunkte.

„Ueber diesen Punkt werden wir nie einig werden, Oberheizer,“ wehrte sich Gladil. „Das verstehe ich anders. Oder wollt Ihr, daß ich zu Hause auch so ein Elend habe, wie dieser Styblit, der sich aus Verzweiflung dem Schnapsteufel verschrieben?... Glaubt mir, Oberheizer, ich bin nur ein armer Teufel, aber ich möchte nicht essen, was ihm diese faule — ich möchte sie gar nicht nennen — zusammentracht.“ Dabei blickte er durch die Oeffnung ins Feuer.

„Oh, was! Man verdammt alles, was man herunterschluckt,“ meldete sich hinter ihm eine heisere Stimme.

Gladil wandte sich um. Styblit stand hinter ihm, in zerrissenen, fettigen Hosen und Jacke, mit einem vorstigen Stopfe und aufgedunsenem Gesichte. Die Augen schienen ihm überquellen zu wollen.

Er war soeben durch eine viereckige Oeffnung aus dem Aschenkanal heraufgestiegen und hatte noch die zuletzt von Gladil gesprochenen Worte vernommen.

„... Wenn nur etwas da ist, zum Nachtrinken,“ setzte er noch hinzu, den Mund zu einem Grinsen verziehend.

„Das glaube ich,“ erwiderte Gladil. „Man sieht es Euch an, daß Ihr wieder nachgetrunken habt.“ Er wischte sich mit der Schürze seine schweißbedeckte Stirn und maß mit mitleidsvollem Blick die herabgekommene Gestalt des Arbeitsgenossen.

„Und warum sollte ich mir einen Schluck nicht gönnen? Nicht wahr?“ wandte er sich mit müder, schläfriger Miene an den Oberheizer, der wieder in sein Brüten versunken war und aus seiner kurzen Pfeife dicke Rauchwolken blies.

„Da wird aber am Sonnabend nicht viel übrig bleiben, das Ihr da Eurem Weibe heimbringen könnt,“ begann Gladil wieder.

„Oh, was! Ob ich etwas bringe, oder nicht. Was geht es Euch an? Ihr gebt mir doch nichts dazu, nu also... Und wenn ich es nicht durchbringe, bringt sie es durch, dann ist es wieder egal.“ Styblits Gesicht verzog sich zu einem unsagbar traurigen Lächeln.

In der That verhielt sich alles wirklich so, wie es Styblit geschildert, obwohl ein jedes seiner Worte förmlich nach Zufel roch. Was er nicht durchbrachte, brachte sein Weib durch, das im übrigen ebenso abgerissen herumkief, wie er selbst. „Der Himmel weiß, warum Styblit diese herumtreiberin heiratete,“ pflegte sich Gladil immer zu fragen. Denn Styblit war als lediger Mensch ein durchaus ordentlicher und solider Bursche gewesen; aber kaum, daß er seine Frau genommen, die als Arbeiterin von irgendwo auf die Campagne hergekommen war, ging es mit ihm bergab. Und diese Häuslichkeit bei Styblits! Das war keine Wohnstube, das war schon mehr ein Stall, in dem die kleinen, halbnackten Kinder Styblits verkümmerten.

Wenn Gladil diese Frau bekommen hätte, er hätte sie geprügelt und sie schließlich gezwungen, mit ihm in die Fabrik zu gehen. Styblit war aus anderem Stoffe. Er war lebhafter, aber unbeständiger, intelligenter, aber auch leichtsinniger. Gladil hätte es sich zweimal überlegt, ein Mädchen zu heiraten, das nichts hatte, als was es auf dem Leibe trug. Vor sechs Jahren war Styblits Frau mit ihrem Vater hergekommen und beide hatten in der Fabrik Arbeit erhalten und Wohnung in der Kaserne. Der Vater verbrühte sich während der Campagne und starb. Die Tochter blieb in der Fabrik und arbeitete weiter. Styblit erbarmte sich des verwaisten Mädchens, vielleicht auch, daß er sich in ihr hübsches und fedes Gesicht vergaste. Und dieses Gesicht hatte es ihm angethan. Schüchtern und unerfahren, wie er war, brauchte er ziemlich lange dazu, bis er mit der Sprache herausrückte. Und als er ihr endlich von dem Gefühl erzählte, das unter seiner ärmlichen Jacke für sie glühte, da musterte sie ihn mit ihrem dreisten Blick von oben bis unten, verzog die Mundwinkel zu einem zufriedenen Lächeln und reichte ihm ihre Hand.

Aber kaum daß die Hochzeit vorüber war, ging auch schon der Teufel los. Die junge Frau schielte andern Männern nach und trieb sich gerne herum. Wenn Styblit ihr deshalb

Sonntagsplauderei.

Am Tage nach der fideleu Einrichtung der Zuchthausvorlage versammelten sich die Minister in einer Sitzung, um einen Entschluß zu fassen, wie sie sich zu dem Verbalten des Reichstags stellen sollten. Ueber die Ergebnisse der Erörterungen sind bisher nur sehr dürftige und unbelaugte Gerüchte in die Oeffentlichkeit gedrungen. Es wird also unieren Lesern angenehm sein, im Nachfolgenden das unkorrigierte und unkorrigierbare Protokoll der Sitzung lesen zu können.

Erschienen sind die Minister Hohenlohe, Posadowsky, Rheinbaben, Bresseld, Poddbielski.

Gegenstand der Beratungen ist die „Unhöflichkeit des Reichstags“.

Reichskanzler Hohenlohe (in der Uniform eines Zuchthausaufsehers, aber ohne Säbel — leise vor sich hinweisend, während das Schlüsselbund in der zitternden rechten Hand dumpf rasselte): Immer daselbe . . . immer daselbe . . . immer daselbe . . .

Posadowsky (stöhnend): Ich möchte . . . ich könnte . . .

Bresseld (mit den Zähnen knirschend): Teufel!

Rheinbaben (sich melancholisch in einem Handspiegel betrachtend, für sich): Gott sei Dank, alles verloren, aber die Frisur ist gerettet. 'n netter Anfang. Das hätte man mir früher sagen sollen, daß man so mit uns umgeht; da wäre ich doch lieber in Düsseldorf geblieben, wo man mich respektierte, feierte, anbetete. (Verzweifelt): Warum hat man mir das nicht vorher gesagt, warum? (Er zerrauft sich den Schnurrbart und büfctet ihn dann wieder auf).

Poddbielski (verärgert strahlend): Aber Kinder, sagen wir mit endlich mit Schillern: Jemig des jamamen Stiebel's. Ihr verzeht mir ja unter den Händen vor Jram. Ich bejeiße Euch nich; ich halte es mit dem ollen Hutten: es ist 'ne Lust, zu rejieren. Und auf'n Reichstag laß ich überhaupt nicht kommen. Platt un schlant haben sie mir meine Postchofen bewilligt.

Bresseld (bissig): Ja, mein Lieber, weil Du mit dem Umsturz fraternisiert hast. Erst expropriierst Du, und dann expropriieren sie Dich. Anstatt gegen die wilde Blut anzukämpfen, bist Du auf ihr geschwommen.

Poddbielski (stolz): Aber schneidig —

Bresseld: Geschwommen, sage ich. Du hast Seite an Seite mit den Sängern und Bebel die tausendjährige Kultur in Frage gestellt —

Poddbielski (trällernd): Schier tausend Jahre bist Du alt — Bresseld: Kein Wunder, daß Dich die Manille verhätschelt, aber warte nur, wenn sie Dich erst packt . . .

Poddbielski (singend): Hab ich nur ihre Liebe, die Irene brauch ich nich . . .

Hohenlohe (senkend): Treten wir in — in — (rallös) Poso, wie heißt doch das Wort? —

Posadowsky (leise): Tagesordnung.

Hohenlohe: Ganz recht. . . Treten wir in die Tagesordnung ein. . . Wartet mal noch ein Weilschen. Ich will mir meine Empfindungen erst ein wenig notieren (er schreibt auf ein Blatt Papier einiges nieder — Pause — dann fortfahrend, lesend): Schneidig in der Sache, sanft in der Form, das wißt Ihr, ist mein Wahlspruch. In dieser Gesinnung erkläre ich: So geht es nicht weiter!

Posadowsky: Sehr richtig.

Hohenlohe (weiter lesend): Ich hab's satt — die ewige Maskerade. Erst muß ich mich als Kanalschleusen-Wärter anziehen — da lacht man mich im Landtag aus. Dann erscheine ich in der Uniform eines Zuchthausaufsehers — und nun verhöhnt mich der Reichstag. Ich dulde das nicht länger. Ich verzichte auf jede Anstalt, ich lehre als Privatmann nach Aussee zurück oder (träumerisch) nach Wert . . .

Posadowsky (erschreckt): Nein, nein, nur das nicht. Was sollen wir ohne Dich anfangen?

Rheinbaben (stehend): Mein Vater, bleib bei uns, verlaß uns nicht in unserer Not.

Hohenlohe (gütig): Wie werd' ich! Das war ja die schneidige Hälfte meines Wahlspruchs, nun kommt die sanfte (weiter lesend): Wir müssen nun erwägen, welche Maßnahmen sich empfehlen dürften, um künftig mit einer gewissen Aussicht auf Erfolg — (sich unterbrechend): Aber wo ist dem Miquel? der weiß immer, was ich eigentlich will.

Bresseld: Natürlich, in solcher Lage läßt er uns stets allein. Wer weiß, ob er nicht wieder wie beim Kanal dahinter steckt und die Kerle insgeheim aufgereizt hat.

Hohenlohe (sanft): Nicht doch — so etwas thut Miquel nicht. Er ist treu wie Gold — nein, nein, Bresseld, Du bist zu verbittert. Aber unangenehm ist's doch, daß er nicht hier ist, weil er allein ja meine Entschlüsse kennt. — Was meinst Du, Poso?

Posadowsky (erregt): Bei meinem Vort! Meine Geduld ist erschöpft. Alles verzeihe ich dem Reichstag, er mag uniere Vorlagen niederstimmen, er mag Umsturz treiben, die Grundlagen der Kultur erschüttern, aber eines ist nicht zu dulden — das geht zu weit — das erfordert die energigsten Gegenmaßnahmen — (empört): der Reichstag darf nicht unhöflich sein.

Rheinbaben: Gewiß, das ist er uns schuldig.

Vorstellungen machte, fuhr sie ihn grob an, und der Strom ihrer Beredsamkeit fand kein Ende. Brachte er am Sonnabend seinen ganzen Verdienst nach Hause, hatten sie am Mittwoch schon nichts mehr zu essen. Da blieb natürlich für die Kleidung auch nichts übrig. Und so liefen sie beide bald abgeriffen herum, denn zu flicken verstand die junge Frau nicht.

Etyblit wurde von dieser Zeit immer schweigmäher und verschlossener und im zweiten Jahre seiner Ehe ergab er sich dem Trunke. Schwach von Charakter, besaß er nicht die nötige Energie, um etwas durchzusetzen oder zu ertrogen, und sein Unglück bedurfte der Betäubung.

Und Etyblit trank, je länger immer mehr. Seine Mitarbeiter sagten, daß er jetzt überhaupt nie mehr nüchtern werde. Alle bedauerten ihn, denn sie wußten, daß es das Weib war, das ihn soweit gebracht hatte. Weizeiten schon hatten sie ihm geraten, sie dabonzulassen, aber Etyblit war zu schwach dazu und dann — er hatte sein Weib gern. Man redete ihm zu, das Trinken zu lassen. Aber Etyblit wäre vor Gram umgekommen und so wählte er lieber die langsame Vergiftung durch den Fusel.

Jetzt stand er da im Kesselhause wie ein reuiger Sünder. Sein Haar und Bart, seine Augenbrauen und Wimpern, alles war voll Asche und auch sein leichter Anzug, den er sich selbst mit groben Stichen zusammengestickt hatte, war mit diesem gelblichen Staube bedeckt. Sein Körper wankte bald nach rechts, bald nach links, kaum, daß er sich auf den Füßen zu halten vermochte.

„Wie ist es mit den Kindern, Etyblit, die laßt Ihr zu Hause so verkommen?“ frug Gladik den Aschenmann.

„Nein, Gevatterchen, nein, das thue ich nicht!“ antwortete mit schwerer Zunge der Gefragte. „Sobald sie nur ein bißchen größer sind, dann . . .“

„Was macht Ihr dann mit Ihnen?“

„Was ich mit ihnen mache?“ wiederholte Etyblit, während er von seinem linken Armel mit der rechten Hand die Asche abklopfte. „Um . . . das versteht sich, daß ich aus ihnen etwas Ordentliches haben will . . . etwas recht Ordentliches . . .“

Die Heizer lachten laut auf, selbst Gladik konnte sich nicht halten.

„Was ist da zu lachen?“ wehrte sich Etyblit, während seine Augen im Kreise rollten, einen jeden von ihnen messend. „Das versteht sich, etwas recht Ordentliches will ich aus ihnen haben.“ wiederholte er gereizt. „Der eine Bub wird Tischler . . . der andere wird . . . Schneider und . . .“ . . . der dritte Bischof!“ ergänzte laut lachend Gladik.

Jetzt wurde aber Etyblit wirklich böse. Er hob seine Rechte in die Höhe, ballte sie zur Faust und drohte Gladik.

„Hole Euch alle der Teufel!“ schrie er. „Aus Euch wird nichts Ordentliches mehr, auch aus Euren Kindern nicht — aber aus den meinen — ja aus denen wird noch was, Ihr werdet es schon sehen! . . .“

Er versuchte schneller zu gehen, taumelte jedoch und fiel gegen die Mauer.

Die Heizer brachen in ein lautes Gelächter aus und umstellten den Verunsicherten.

„Laßt ihn!“ rief jetzt im Kommandotone Strouhal, der bisher geschwiegen und nur verdrossen vor sich hingesehen hatte.

Alle wandten sich um und gehorchten.

„Und Ihr, Etyblit, geht jetzt hinunter,“ befahl der Oberheizer, „aber hütet Euch, daß ich Euch dort nicht irgendwo im Winkel schlafend finde! Sobald Ihr wieder ein bißchen zum Verstande gekommen, sprechen wir uns weiter.“

Etyblit trat an die Oeffnung, durch die er gekommen war. Als er bereits mit einem Fuße auf der Leiter stand, machte er mit dem Körper eine so bedenkliche Schwankung seitwärts, daß er beinahe herunter gestürzt wäre. Rechtzeitig noch konnte er sich am Rande festhalten, so daß es ihm schließlich doch gelang, langsam die Leiter hinabzusteigen.

„Und gebt acht da unten, daß Ihr Euch den Kopf nicht einrennt,“ rief ihm Strouhal noch nach, und machte die Fallthür hinter ihm zu.

„Ich weiß nicht, wie Ihr über den Menschen noch lachen könnt!“ wandte er sich dann tadelnd an die Heizer.

„Wenn er aus einem Buben den Tischler, aus dem anderen einen Schneider, und aus dem dritten Gott weiß was haben will . . .“ antwortete ein Heizer.

„Etwas Besseres könnt er gar nicht thun!“ sprach Strouhal scharf.

(Fortsetzung folgt.)

Brefeld (feierlich): Laßt uns energisch sein! (Er schlägt auf den Tisch.)

Hohenlohe: Aber Bre, immer hübsch sanft in der Form, schneidig in der Sache. . . . hm, weiß einer also, was ich beabsichtige?

Pofadowsky: Machen wir 'mal wieder eine Aktion im Abgeordnetenhanse . . . vielleicht 'n Vereinsgesetz.

Brefeld (gitternd, entsetzt): Nein, nur das nicht. Die Junter dort sind noch unhöflicher. Die unterhalten sich so laut, wenn unser einer spricht, daß man sein eigenes Wort nicht versteht. . . . Und dann ist — Miquel dort zu Hause . . .

Hohenlohe (mahnend): Du verkennt diesen lieben, guten Menschen wirklich, Bre.

Rheinbaben (bescheiden): Wenn ich mir einen Rat gestatten darf. Wir müssen eine energische Erklärung im Reichstag abgeben. Etwas so: Die Vorlage kommt wieder. Oder: die Regierung wird ihr Verhältnis zu den bürgerlichen Parteien revidieren. Oder: Alle Gutgesinnten müssen gegen den Umsturz zusammenstehen.

Hohenlohe: Ganz vortrefflich. Wer wird aber diese Erklärung vortragen?

Rheinbaben: Du, mein Vater!

Hohenlohe (hebend): Nein, nein, nur das nicht. Die sind zu unhöflich, die lachen mich aus. Posa, Du bist der richtige Mann, die Erklärung abzugeben.

Pofadowsky: Lieber tot, als im Reichstag Erklärungen über die Zuchthausvorlage abgeben. Brefeld, mach Du's.

Brefeld: Danke. Ich rege mich zu sehr auf. Meine Nerven ist mir die Sache nicht wert. Aber Rheinbaben könnt' es probieren.

Rheinbaben: Nein, ich bitte mich aus dem Spiel zu lassen. . . . Ich bin doch eigentlich an der Sache unbeteiligt.

Hohenlohe (seufzend): Wenn niemand die Erklärung vortreten will, dann lohnt es sich gewissermaßen auch nicht, überhaupt eine Erklärung anzufügen. Ich weiß keinen Ausweg.

Pofadowsky, Brefeld, Rheinbaben: Kein Ausweg! (Pause.)

Podbielecki (der inzwischen gelangweilt aus Fenster getreten ist, ruft plötzlich zur Straße hinaus): Mirbach, Mirbach, komm mal rauf, aber 'n bißchen plöylich. . . . (zu den anderen): Kinder, denkt Euch, welch Glück, eben geht der Mirbach vorbei, der wird Euch aus der Patzche helfen.

Hohenlohe (feierlich): Der Retter!

Mirbach (eilig eintretend, echauffiert): Gott zum Gruß. . . . Was wünschen die Herren. . . . Ich bin sehr pressiert. . . . Ich muß nach der Universtät. . . .

Podbielecki (ihm jovial auf den Bauch klopfend): Na, Freundchen, noch nicht weise genug? Noch auf Deine alten Tage Vorlesungen hören?

Mirbach (wichtig): Sie lernen auch niemals die feine Sitte, Herr v. Podbielecki. Freilich, wenn man um des Geschäfts willen jedes Proletenblatt für ein paar lumpige Heller befördert, dann wundert man sich nicht mehr. Solch ein Geschäft färbt eben plebejisch ab.

Podbielecki (lachend): Amen!

Mirbach (tieferschüttert auf die Knie sinkend): O, wie weit hat die Erbsünde schon um sich gefressen, ein Minister verspottet schon das Heiligste, verlegt das christlich-germanische Gefühl!

Podbielecki (erstaunt): Na, wat dem?

Mirbach (mit gerungenen Händen): . . . Ein Minister lacht mit weltlich geschürzten Lippen das heilige Wort: Amen.

Podbielecki: Na, wird's Tag. Ich laß mir nich verrückt machen. Zähnepfähle mir. (Ab.)

Hohenlohe (begütigend): Nehmen Sie es ihm nicht übel, Mirbach. Er meint's nicht so schlimm, er ist ein Kind. Sie sollen uns heifen.

Mirbach: Ich werde mich bemühen, fristlich zu vergeben. Also, was soll ich? Nebenigs, schauderhafte Dinge bereiten sich vor. Ich habe jetzt die Bücher von diesen Univeritätsleuten gelesen. Was soll ich Ihnen sagen? Sie sind fast alle im Geiste des Unglaubens und der Gottlosigkeit geschrieben. 99 1/2 Prozent der Docenten müssen diszipliniert werden, selbst (schandernd) Theologen. Entschuldigend Sie mich, bitte, ich habe Eile, muß nach der Universtät, Daude und Elster warten auf mich (will weg).

Hohenlohe (ihm am Kermel festhaltend): Nur einen Augenblick, Leurer, Sie müssen uns raten.

Mirbach (bedeutend): Womit kann ich dienen!

Pofadowsky: Sie kennen unser Unglück mit der Zuchthausvorlage. Wir dachten, eine Erklärung im Reichstag abzugeben, aber es will niemand von uns hin. Was sollen wir thun?

Mirbach (wichtig): Ich hatte das Unglück geahnt. Sie haben die Sache falsch angefaßt. Sie hätten vor der Abstimmung bei Lieber, Wassermann, Richter und — ah — Singer vorgefahren müssen, und die Leute bitten sollen, doch gefälligst für die Sache zu stimmen.

Rheinbaben (erstaunt): Auch zu Singer? — ich denke —

Mirbach (von oben herab): Gewiß, mein Lieber, auch zu Singer. . . . Aber das ist nun nicht mehr zu ändern. Wir müssen uns also mit möglichstem Anstand aus der Affaire zu ziehen machen. (Nachsinnend.) Eine Erklärung mögen Sie nicht. . . . hm, hm (noch tiefer grübelnd). . . . Halt, ich hab's. Sie schreiben — einen Brief an den Präsidenten.

Alle (begeistert): Einen Brief!

Mirbach (erhaben): Einen schönen, schwungvollen, grammatisch und orthographisch gebiegenen Brief, in dem Sie der Gesellschaft ordentlich die Leviten (erschreckt zusammenfahrend) . . . verzeihen Sie die unabsichtliche Blasphemie — ich meine — den Text lesen — (sehr verlegen) nein, auch „Text“ ist biblisch — sagen wir also, die Wahrheit geigen.

Alle (jubelnd): Die Wahrheit geigen!

Hohenlohe (bittend): Aber nun, diktieren Sie den Brief auch gleich, Mirbachchen, das verstehen Sie so trefflich.

Die anderen: Diktieren Sie!

Mirbach (geschmeichelt): Ich habe zwar keine Zeit. Aber aus christlicher Varmherzigkeit will ich Ihren Wunsch erfüllen. (Sinn nach.) hm — ah — hm — ah — (diktierend, Pofadowsky schreibt):

„Herr Präsident:
Unter Ihrer Leitung und mit durch Ihre Schuld hat es der Reichstag am Montag gewagt“ — gewagt — gewagt — ah — hm — ah — gewagt — nein, das ist zu milde — schreiben Sie „sich erdreistet“ — oder noch besser — „sich erschreckt“ —

Alle (juchzend): sich erschreckt!

Mirbach (weiter diktierend): ah — hm — sich erschreckt — (ein Kammerdiener tritt ein und flüstert Hohenlohe etwas ins Ohr).

Hohenlohe (aufgeregt): Verzeihen Sie, ich muß fort. Mein Leibschneider ist da. Er will mir Maß nehmen für die neue Amtstracht, in der ich demnächst vor dem Reichstag erscheine. Meine Herren! Ich denke, damit erübrigst sich unsere jetzige Absicht. In dem Gewande werde ich steigen. Die Uniform reicht mich heraus, die imponiert, darin bin ich Hercules. Meine Herren! Unsere Antwort und unsere Raube für die Beschimpfung meines Zuchthausaufseher-Rocks sei die — Schwimmschule.

Schluß der Sitzung. — Joc.

Kleines Heuiletton.

Ik. Winterschlaf. In den flachen See-ellern und in den Gräben der nassen Wiesen haben sich die ersten dünnen Eistrusten gebildet; Novembernebel wallen über den offenen Wasserflächen und sahlgelben Wiesen und durch das hohe Schilf, das tot und starr, aber noch ungebrosen, die Ufer säumt, raschelt der Hauch des Winters. Aufgeschuchte Rebellkrähen krächzen und bisweilen tönt der Schrei des Eichelhäfers aus dem Lamm. Sonst ist es still; verschwunden ist der Chor der Frösche, der Grillen und Grashüpfer. Scharf und spiz zeichnet sich das Astskelett der Laubbäume am Himmel ab. Hartnäckig flattert hier und da noch ein einzelnes dürres Blatt wie eine Fahne an der Spitze des Astchens, als wollte es kramphast an der letzten Stütze festhalten, die es noch vor der Verwelfung auf dem nassen Boden schlägt. Aber schließlich muß es zu seinen Brüdern hinab, damit neues Leben aus den Ruinen blühe. Es ist ohnedies wenig, was der Baum an den Blättern verliert, die er von sich stößt; es sind wirklich nur noch Ruinen. Von dem wertvollen schaffenden Protoplasma, das die Zellen des lebenden Blattes schwellte, ist nichts mehr vorhanden, es ist in die Holzteile der Pflanze ausgewandert, und erst wenn es in Sicherheit gebracht ist, entledigt sich der Baum oder Strauch seiner Blätter, indem sich am Grunde des Blattstiels und innerhalb desselben Trennungsgewebe ausbilden, die die Gefäße des Blattstiels unterbinden und ihn schließlich abschneiden; was fällt, ist nur noch ein Skelett von fast leeren Zellen. Aber Ersatz muß dennoch geschaffen werden und unsere Holzpflanzen warten damit nicht etwa, wie man gewöhnlich glaubt, bis zum Frühjahr. Wir brechen einige Zweige von den kahlen Sträuchern und bemerken überall an den Bruchstellen der abgefallenen Blätter, in den Winkeln, die die Reste der Blattstiele mit den Astchen bilden, die bekanteten Knospen. Sie sind in der Zeit des abnehmenden Sommers gebildet worden, ihre ersten Anfänge, von mikroskopischer Kleinheit, beginnen aber bereits, wenn das Blatt, in dessen Winkel sie sitzen, entwickelt ist. In den Knospen ruhen, fertig vorgebildet, die jungen Laub- und Blüthentriebe, die im nächsten Frühjahr aus diesen Ueberwinterungsorganen hervorschießen sollen; es bedarf dann nur noch der von der wärmenden Sonne ausgelösten Streckung und Dehnung der Teile. Die äußeren harten Schuppen der Knospen haben den Zweck, den zarten Inhalt vor der Kälte des Winters zu bewahren, sie bleiben am Grunde des Triebes im nächsten Jahre zurück, ohne weiter zu wachsen. Die Form der Knospen ist recht mannigfaltig; wir sehen die schmalen, langspitzigen Knospen der Buchen, die schwarzen, dicken, einander gegenüberstehenden der Eichen, die wie ein Schlauch ringsum geschlossenen der Weiden und die nach vorn breiter werdenden, keulenförmigen und ebenfalls sadartig geschlossenen Knospen der Erlen. Manche dieser Ueberwinterungsorgane besitzen noch besondere Schutzvorrichtungen, so z. B. Nebrig-harzige oder filzige Ueberzüge zum Zwecke des Ungenießbarmachens gegenüber den Nachstellungen des Wildes und der Vögel.

Im Winterschlaf der Holzpflanzen hört nicht jede Lebensfähigkeit auf, wenn sie auch sehr herabgesetzt ist. Vor dem Laubfall haben sie reich noch eine Menge Reservestoffe, vornehmlich Eiweiß und Stärke, gebildet und aufgespeichert, die erst im nächsten Frühjahr als Baustoffe dienen sollen; aber schon im Winter geht mit diesen Reservestoffen eine gewisse Umbildung vor, die sie für den spätern Zweck tauglich machen soll und wofür in der Gajt des Ansammlens vor

den Eindruck des Winters vielleicht keine Zeit gewesen war. Sie sind vorerst noch unferlig, was sich unter anderem daraus erweisen läßt, daß winterruhende Pflanzen, die man ins warme Zimmer bringt, nun nicht etwa sofort ausschlagen und grünen, sondern immer erst eine größere Ruhepause durchmachen, die allerdings im Zimmer schneller verläuft als im Freien.

Sehr ausgebildet ist das System der Ueberswinterungsorgane bei vielen Wasserpflanzen, soweit sie nicht einjährig sind und nur aus Samen wieder entstehen. Im Sommer suchen die meisten Wasserpflanzen naturgemäß die Wasseroberfläche zu erreichen, um dem Licht und der Luft möglichst nahe zu sein. Dieser Standort muß im Winter wegen der Gefahr des Erfrierens gemieden werden, daher beginnt im Spätherbst ein Rückzug nach den tieferen Regionen der Gewässer. Da eine Wassertiefe von 1—1½ Meter in unseren Breiten bereits das Ausfrieren bis auf den Grund, selbst in strengen Wintern, verhindert, so braucht der Rückzug nicht weit zu gehen. Am wenigsten bemüht sich in dieser Beziehung das bekannte Schilf. Die weit und tief im Schlamm herunkriechenden Wurzelstöcke sind so solide verankert, daß der an den Schilfstengeln zerrende Wind den Wurzeln keinen Schaden bringen kann; die toten Halme bleiben stehen, bis der Mensch oder der Sturm sie knickt und bis sie im nächsten Jahre von den neuen Schossen beiseite geschoben werden. Die armbilden, ebenfalls im Schlamm Boden ruhenden Wurzelstöcke der Seerosen brauchen nur ihre Blätter anzugeben, um dann den Einwirkungen des Frostes entzogen zu sein. Ähnlich verhalten sich andere Wasserpflanzen, die im Sommer Schwimmblätter an die Oberfläche des Wassers senden. Anders dagegen diejenigen Pflanzen, deren Hauptkörper ganz oder zum größten Teil frei im oder auf dem Wasser flottiert und die die Mehrheit der eigentlichen Wasserpflanzen ausmachen. Sie bilden besondere selbstgeschlossene Winterknospen aus, die sich vor Eintritt des Winters von der Stammpflanze loslösen, zu Boden sinken und im Schlamm die wärmende Frühjahrs-Sonne abwarten, so z. B. beim Laubblatt und vielen Laichträutern. Die absterbenden Pflanzen der Wasserschere, des Wasserhahns und des Wasserhorns sinken auf den Grund, und die gebildeten Winterknospen lösen sich im Frühjahr los, um teils in die Höhe zu steigen, teils im Schlamm zu wurzeln. Diese Knospen enthalten zum Teil eine sehr große Menge winziger Blätter, die sich im Frühjahr in wenigen Tagen zu einem bedeutenden Umfang zu strecken vermögen. Besonders interessant sind die Winterknospen des krausblättrigen Laichkrauts; es sind kurze, regelmäßig beblätterte Triebe, die nach unten in eine Spitze auslaufen, mit der sie sich beim Niederfallen in den Schlamm einbohren.

Ganz anderer Art, aber viel bekannter sind die unterirdischen Ueberswinterungsorgane, die in Form von Knollen, Rhizomen und Zwiebeln auftreten. Handelt es sich nun um die Kartoffel, die Mohrrübe oder die Kumpfwurzel, immer bilden diese umfangreichen Organe einen mit Stärke und anderen Stoffen wohlgefüllten Winterpeicher, aus dem sich im Frühjahr rasch die junge Pflanze entwickelt. Der Speicher wird dabei entleert und schrumpft zusammen, die neue Pflanze bildet aber — bei den mehrjährigen Gewächsen — ein neues Organ dieser Art, und das Spiel wiederholt sich von Jahr zu Jahr. Die Speichernatur dieser Organe haben sich neuerdings die Gärtner zu Nutzen gemacht, indem sie die unterirdischen Organe der Herbstzeitlose als Wunderknollen verlaufen, die man ohne Blumentopf nur auf das Fensterbrett zu legen braucht, um die Blüten hervorzusprießen zu sehen. In Wirklichkeit ist der Vorgang nicht wunderbarer, als das Spritzen der Topfgewächse, denn alles was die Herbstzeitlose zum Blühen gebraucht, hat sie in ihrem Speicher vorrätig. Neuerdings hat man auch die Knollen einer tropischen Aracee (Sauroratum) in den Handel gebracht, die ebenso ohne weiteres Hinzutun in einigen Wochen ihre auffallende, einen halben Meter lange Blüte — Eidechsenblume heißt die Pflanze — aus Nicht fördert. Zweifellos werden die Gärtner mit der Zeit noch mehr derartiger Gewächse in den Handel bringen.

Musik.

Der „Vufftag“ wird von der musikalischen Welt regelmäßig dazu bemüht, daß Kompositionen zu Gehör kommen, die sonst nicht eben auf der Tagesordnung sind, und deren Gesamthaltung zu diesem Tage paßt. Daß es sich hier für unsere Zeit nicht um eine aus dem Fühlen des Volkes heraus oder in dieses hinein geborene Kunstpflege handelt, wird wohl jedem einleuchten. Die sozialen Unterschiede machen sich freilich auch hier und sonst bei solcher Musik als eine Reihe geltend, die von den vornehmen, reich angelegten Kirchen- und Saal-Konzerten des Westens hinüberführt zu den ärmlichsten Kräfte zur Verfügung finden.

Von den diesmaligen Konzerten mußte unsere Auswahl manche vielversprechende Darbietung beiseite lassen, damit wir das durch Besondereit Iodentse, allerdings schon vorher einmal dargebotene Konzert hören konnten. Es war dies in der am Tiergarten gelegenen N.-Friedrich-Gedächtnis-Kirche das Konzert des dortigen S o s a n n e n c h o r s. Diese Bezeichnung kam insofern ihre fähren, als es sich um Wechselinstrumente überhaupt (sogenannte „Harmoniemusik“) handelt. Das Programm sollte doch nächstens die nicht eben alltägliche Zusammenfassung dieses kleinen Orchesters verzeichnen. Wenn ich recht höre und sah, so waren hier vertreten: 4 Posaunen, 1 Bass- und 1 Bariton-Tuba, 3 Trompeten, 3 gewöhn-

liche (Ventil-)Hörner und vermutlich 6 Bügelhörner (3 Tenor-, 2 Alt-Hörner, 1 Flügel-Hörn). Das Zusammenwirken dieser verschiedentlich abgestuften Klangfarben ergab einen mächtigen Eindruck; Beethovens „Ehre Gottes“ (mit Posaunen-Solo) wurde wohl etwas zu romantisch gestaltet. Leider waren alle Instrumentaltüde nicht Originale, sondern Bearbeitungen von Chorliedern u. dgl. Im übrigen bestand das Programm aus der nur einmal üblichen Mischung und enthielt neben einigen unbedeutenden Stücken von der Art, für die man die Benennung „Kirchenliedertafel“ prägen könnte, u. a. zwei schöne Sopranlieder von Frz. Remmann und von J. W. Frank (wahrscheinlich ältere Litteratur). Daß wir die als Einzelkräfte Mitwirkenden nicht nennen, möge man unserer Würdigung des gerade in solchen Fällen so wesentlichen Zusammenwirkens zu gute halten — auch für den folgenden Punkt.

Das Hauptereignis dieses Musikfestes war nämlich die von Kräften unserer alten Oper in ihrem Haus veranstaltete Aufführung einer wertvollen Novität. Herr August Klughardt, geb. 1847 zu Stöthen, in Weimar von Liszt angeregt, jetzt Hofkapellmeister zu Dessau, hat sich schon seit langem durch verschiedene Konzerte und Bühnenwerke (darunter auch bereits ein Oratorium) den üblichen „Namen“ gemacht. Nun erhielt er von einem gelehrten Dessauer Professor, Leopold Gerlach, den Text zu einem zwar nicht kirchlichen, aber geistlich-historischen Oratorium: „Die Zerstörung Jerusalems“. Der Text ist aller Wahrscheinlichkeit nach vom Komponisten inspiriert und hat seine besondere Bedeutung wohl in dem reichlichen Angebot von Personen und Massen. Die Sprachweise ist zwar die in solchen Fällen übliche altertümliche, aber sozusagen vernünftig gehalten, und erhebt sich gegen Ende in einem Engländer („Wie bist du vom Himmel gefallen, Du schöner Morgenstern!“) zu dichterischer Größe. Das Ehrliche überwiegt das Epische. Die anscheinend ganz neue Komposition (op. 75) ist, um kurz zusammenzufassen, vorzüglich in der Anlage und in manchen Einzelheiten und ergibt einen guten Gesamteindruck, der, bei aller Länge des Werkes, späterhin eher steigt als fällt. Das Vorbild des Ganzen, Händel, ist trotz Mißbenützung des seither Errungenen, trotz moderner Instrumentation mit drei Harfen usw., unverkennbar, u. a. besonders in der letzten der 15 „Nummern“. Schade nur, daß Händels rhytmische Größe, sein „Elefantentritt“, hier in einer Weise modernisiert ist, die eine Art von prenzigisch-musikalischem Stechschritt ergibt. Damit wären wir denn bei der Rehrseite des Ganzen angelangt: die meisten Einzelheiten sind eben wieder „Liedertafel-“ und „Kapellmeister-Musik“. Allein wenn auch in dieser Weise der Schaffensreichtum des Komponisten, zumal der thematische, für einen so weitgedeckten Rahmen nicht ausreicht, so haben wir doch allen Grund, uns im Konkurrenzkampf verschiedener Kompositionen zu so ernsten Werken zu halten, wie dieses da eines ist. Die Aufführung war, wenn wir mit einer oder der anderen Einzelkraft nicht eben abrechnen, sehr dankenswert; allein die reichliche Anlage dieses Werkes und die bemerkenswerte Kunst seines Schöpfers, Ensembles aufzubauen, würde verdienen, daß jede der Personen durch einen eigenen Solisten und jede der Massen durch einen eigenen Chor vertreten wäre. Eine solche Ueberswindung unseres alltäglichen Konzertlebens würde mehr wert sein als Duzende der gewöhnlichen Aufführungen. Um freilich eine Mehrzahl von Chören (wie sie ja auch in älteren Oratorien, wenn gleich geringer als hier, üblich ist) ins Treffen zu führen, dazu würde vor allem eine Einrichtung nötig sein, an die noch kaum gedacht zu sein scheint: eine Oratorienbühne, hauptsächlich bestehend aus einem so breiten Podium, daß die verschiedenen Stimmgruppen aus merklich verschiedenen Richtungen kommen.

Unter dessen sei Herrn Klughardt (der selber dirigierte) der — erstlich nicht aus Premierereue- und Dirigentenschaufindung entsprungene — freundliche Erfolg, den wir bei der öffentlichen Probe feststellen konnten, bestens gegönnt. — sz.

Humoristisches.

— Bestätigung. Herr Lämmerlein hat sich auf seiner Vergnügungstour schon recht müd gelaufen. Erschöpft und kuckend fragt er einen des Weges kommenden Landmann: „Hören Sie mal, lieber Freund, wie weit hab' ich denn noch nach Zapselhausen?“ — „O“, meint der Bauer tröstend, „a' Klein's Stünd'l halt!“

Mit neuem Mut kuckt Lämmerlein weiter; aber bereits ist eine Stunde vorbei und kein Dorf will sich zeigen. Sehr mißmutig hält er einen zweiten Landmann an: „Sie, sagen Sie mal, wie weit hab' ich denn noch nach Zapselhausen?“ — „O“, entgegnet auch der, „a' Klein's Stünd'l halt!“ — „Was?“ schreibt Lämmerlein empört, „das hat mir ja schon vor einer Stunde einer gesagt!“ — „No ja!“ meint der Alte, „da seh'n S', daß's wahr is!“

— Herausgeholfen. Patient: „Ihr Konkurrent macht bekannt, daß er die Zähne vollständig schmerzlos zieht. Sind Sie das auch im Stande?“

Zahnarzt: „O gewiß! Was der kann, kann ich auch!“

Patient: „Dann bitte, ziehen Sie mir diesen Zahn!“

Zahnarzt (nimmt die Operation vor, während sein Klient fürchterlich schreit): „Hat es wehe gethan?“

Patient: „Schredlich!“

Zahnarzt: „Sehen Sie, und das nennt der — schmerzlos!“ — (Flieg. Bl.)